

Sprache als Heimat

Andrei Makines Roman
«Das französische Testament»

Von Ulrich M. Schmid

Gleich mit den beiden wichtigsten französischen Literaturpreisen des Jahres 1995, dem Prix Goncourt und dem Prix Médicis, wurde Andrei Makines Roman «Das französische Testament» ausgezeichnet, und wer das Buch zur Hand nimmt, sieht bald ein, warum. Makine stellt sich in seinem vierten Roman einem Thema, das in seiner Tragweite an Proust gemahnt: Er versucht, schreibend und sich erinnernd den eigenen Ort im Leben zu bestimmen. Eine preisträchtige Aufgabe fürwahr – wenn sie erfolgreich gelöst wird.

POETISCHES DOPPELLEBEN

Das ist in Makines Fall ein besonders schwieriges Unterfangen: Der französisch-stämmige Prosaautor wurde 1957 in Sibirien geboren, studierte in Moskau und Twer Literatur und lebt seit 1987 in Paris. Dort führt Makine eine Poetenexistenz à la Spitzweg: In Montmartre bewohnt er ein kleines Zimmer, in dem sich Bücher und Manuskripte stapeln; während des Sommers zieht er sich in eine selbstgebaute Hütte in Südfrankreich zurück. Seine Romane schreibt Makine von Hand auf Makulaturpapier – mit dem aus der Sowjetunion ererbten Respekt vor einem knappen Gut. Von Anfang an hat sich Makine bei seiner schriftstellerischen Arbeit des Französischen bedient. Seine beiden ersten Romane fanden jedoch erst einen Verleger, nachdem der Autor sie als Übersetzungen aus dem Russischen ausgegeben hatte.

Was vordergründig als amüsante literarische Anekdote gelten kann, trifft indes einen zentralen Punkt von Makines *condition poétique*: Das Auseinandertreten von Selbst- und Fremdwahrnehmung kultureller Erfahrungsmuster bildet die produktive Grundspannung von Makines Erinnerungs- und Schreibarbeit. Und gerade die Vergewärtigung von Vergangenem nimmt einen eminent wichtigen Platz in seiner Poetik ein. In einem Interview des «Paris Match» hat Makine hervorgehoben, dass Erinnerung gleichzeitig auch Erschaffen bedeute. Im Akt der Erinnerung durchlebe man die Vergangenheit in besonderer Weise, weil man nur bestimmte Momente auswähle: «Wer sich erinnert, ist also bereits ein virtueller Schriftsteller.»

Makine selbst ist einen Schritt weiter gegangen: Er hat seine Erinnerung in die Schrift überführt. Entstanden ist das eindruckliche Dokument einer

recherche – der verlorenen Zeit und der verlorenen Heimat. Makines Heimat ist jedoch nicht nur eine doppelte, sondern auch eine widersprüchliche: Der Kulturnation Frankreich steht das urwüchsige, bereits asiatische Russland gegenüber. «Das französische Testament» darf als symbolische Autobiographie gelten, die in einer subtilen Verschränkung von Gegenwart und Rückblende die Wahl- und Familienheimat Frankreich aus der Kindheitsheimat Russland herauspräpariert.

FRANKREICH ALS MYTHOS

Als Protagonistin tritt in Makines Roman die Grossmutter des Erzählers auf: Die Französin Charlotte macht sich in den Wirren des sowjetischen Bürgerkriegs als Krankenschwester nach Sibirien auf. Ihre Familie ist dem Zugriff der Geschichte, die in Russland seit jeher härter zugepackt hat als anderswo, hilflos ausgeliefert: Charlotte wird brutal vergewaltigt, ihr Mann kehrt schwer verwundet aus dem Krieg zurück, die Tochter wird als Spionin verhaftet und in ein Arbeitslager verschickt. Trotzdem will Charlotte das sibirische Dorf, in dem sie lebt, nicht verlassen. Charlottes Heimat Frankreich ersteht in ihren Erzählungen vor den Enkeln als ein märchenhaftes Atlantis, als Fluchtpunkt aller geheimen Wünsche.

Dieser französische Familienmythos verdankt sich vor allem einer sprachlichen Dimension. Immer wieder verweist der Erzähler auf die wechselseitige Bedingtheit von Sprache und Wortinhalt. Ausschlaggebend für die Bedeutung einer Aussage ist nämlich nicht die Lautgestalt eines Worts, sondern seine Aura, die aus den Konnotationen der verwendeten Sprache entsteht: «Beim Aussprechen des russischen Wortes «Zar» stand mir ein grausamer Tyrann vor Augen, während das französische Wort «tsar» erfüllt war von Sonne, Rauschen und Wind, vom Glanz der Lüster, vom Schimmer nackter Frauenschultern und von vermischten Düften.»

Die Suche nach einer Heimat wird damit zur Suche nach etwas viel Grundsätzlicherem: Es gilt, eine Sprache zu finden, in der sich Wirklichkeit und Wort zu einem harmonischen Ganzen verbinden. Wem solches gelingt, der hat seine Sprache, mehr noch: seinen Stil gefunden. Der Wert dieses Erfolgs ist kaum zu unterschätzen. Gerade für einen Autor des ausgehenden 20. Jahrhunderts wird der Weg zur schriftstellerischen Identität oft genug zur Gratwanderung: Wer vom eigenen Pfad abkommt, verirrt sich entweder im Spiegelkabinett der Stilimitation, in dem Fremdes und Eigenes zusammenfliessen, oder tappt in die autobiographische Falle, die den Autor im Bannkreis allzu privater Erlebnisse gefangen hält. «Das französische Testament» lässt aber keinen Zweifel

aufkommen, dass Andrei Makine auf dem prekären Weg der künstlerischen Selbstfindung glücklich in der eigenen sprachlichen Heimat angekommen ist.

Andrei Makine: Das französische Testament. Roman. Aus dem Französischen von Holger Fock und Sabine Müller. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1997. 318 S. Fr. 37.–.